

Springroll vom 01.12.2008

Meine gelben FlipFlops – In Erinnerung an Julie

Von Carolin Reintjes

Unendliche Weiten, vom Leben gezeichnete Menschen. Hügelland bis zum Horizont und eine Sonne, die das Gras verbrennt. Bondoc ist so wildromantisch als wäre es der Wilde Westen der Philippinen. Das umkämpfte Land, auf dem die Menschen unversöhnlich scheinen, die Halbinsel, auf der die Kokospalmen in den Himmel wachsen und das Recht mit Füßen getreten wird, die drei Hektar, die Julies Leben waren. Augenblicke mit Julie.

Hinter den zerrupften Palmen, den wenigen, die den letzten Taifun überlebt haben, geht die Sonne unter. Der ganze Himmel scheint zu glühen, als würde das Land brennen. Hinter der Hütte köchelt der Reis auf dem Feuer, sein Geruch zieht an uns vorbei, vermischt sich mit dem frischen Duft der nassen Erde. Jhan beginnt auf der alten Gitarre zu spielen, der schon zwei Saiten fehlen. Trotzdem klingen sie gut, seine traurigen Akkorde. Er und sein Vater fangen an zu singen, zweistimmig, in Moll, in einer Melodik, die meiner westlichen völlig fremd ist, die mich aber dennoch berührt. Zwar verstehe ich die Worte nicht, aber ich stelle mir vor, dass sie von der Schönheit des Landes erzählen, von seinen Menschen, von der guten alten Zeit, die es hier nie gab, von einer besseren Zukunft, die es hier nicht geben wird, und von Gott, jedes ihrer Lieder erzählt von Gott.

Mein Aufnahmegerät, auf dem ich schon so viele Lieder der Bauern aufgenommen habe, liegt drinnen im Rucksack. Aber ich möchte diesen Moment nicht stören. Ich genieße ihn, blicke wie die anderen auf den brennenden Himmel, auf die untergehende Sonne. Und dieser Augenblick, das weiche Licht auf den zerfurchten Gesichtern von Julie, Emilio, Jhan und Arsenio, das Orange, das sich in ihren großen Augen widerspiegelt, und dieses Lied, haben sich tiefer in meine Gedanken eingeprägt als jedes andere Lied auf dem Tonband, als jedes meiner vielen Hundert Fotos.

„Das Problem“, sagt Emilio zögernd, „sind die Landbesitzer“. Früher, da haben die Uys ihre Pächter noch gut behandelt, haben ihnen in Notsituationen geholfen, ihnen Saatgut gegeben, Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen bezahlt. Irgendwann habe sich das geändert. Heute bringen sie ihre Pächter ins Grab. Und Julie erklärt: „Die Bauern haben immer große Teile ihrer Ernte abgegeben, 50, 60 oder 80 Prozent. Aber dafür sind wir vom Landbesitzer unterstützt worden. Heute will die Familie Uy 85 Prozent der Ernte, aber wir bekommen nichts, keine Hilfe. So können wir nicht überleben.“ Als die 76 Pächter von San Narciso sich im Jahr 2002 zum Bauernverband KMBP zusammenschlossen, sich entschlossen einen Antrag auf die Landreform CARP zu stellen, begannen die Schikanen durch die Uys und ihre Miliz. Seitdem werden sie wegen Kokosnussdiebstahl vor Gericht gebracht, werden sie von ihrem Land ausgeschlossen, werden mit dem Tode bedroht. Schließlich steht es auf den

großen Tafeln mit dem Hacienda Law – dem Recht der Landbesitzer – überall deutlich geschrieben: „Die Bauern auf dem Land der Familie Uy haben kein Recht auf eigenes Land. Ein Antrag auf die Landreform führt zu Ausschluss aus der Hacienda.“ Lieber lassen die Uys ihre Kokosnüsse auf dem Boden verrotten, als nur einen ihrer zig Zehntausenden Hektar Ackerland abzugeben.

Beim Essen schweigen die Männer. Und danach ist es dunkel. Das ist nicht die Zeit, um über so ernste Dinge zu reden. Deshalb lachen sie. Während eine Flasche hochprozentiger, selbst gebrannter Schnaps immer wieder die Runde macht lachen sie über den Wahnsinn. Über den Wächter des Landbesitzers Matias, der in San Francisco an der anderen Küste Bondocs, dem Bauern Yoly mit der Machete die Hand abgehakt hat. Sie machen die Bewegung nach, zeigen an welchen Stellen mit der Machete auf Yoly eingeschlagen wurde. Genauso wie ich dieses Lachen nie vergessen werde, werde ich es nie nachempfinden können. Welche Wut, Verzweiflung und welches Gefühl der Machtlosigkeit Julie, Emilio und die anderen haben müssen, dass sie über diese Verbrechen, die nie gesühnt werden, lachen müssen. „Schnaps?“, fragt unser Gastgeber Arsenio. „Nein, lieber Wasser“, antworte ich. Die Bauern werden immer betrunkenener, ihr Englisch immer besser, ihre Witze immer böser.

Bevor die nächste Flasche geöffnet wird, verabschiedet sich Julie. Er will zu seinem eigenen Haus laufen und bei seiner Familie schlafen. Die Nacht ist zwar sternenklar, aber der schmale Mond wirft kaum Licht auf Bondoc. Julie nimmt ein Feuerzeug mit, um den gefährlichen und schwierigen Weg auszuleuchten. Und bevor er geht schenke ich ihm meine gelben FlipFlops. Die kleinen gelben Gummischuhe, die ich heute morgen noch gewaschen und zum Trocknen in die Sonne gehängt hatte, die mich auf allen meinen Reisen begleiten, die ich über alles liebe, in denen ich mir an zwei aufeinander folgenden Tagen in Laos beide Zehen gebrochen habe, die mich vor Guano-Verätzungen in Bagan bewahrt haben und vor Verbrennungen an den thailändischen Stränden. Julie hat nämlich keine Schuhe. Und ich habe mir auf der heutigen Etappe mehrmals Dornen und spitze Steine durch die Sohlen meiner Turnschuhe gerammt. Julie ist erstaunt über das Geschenk und zieht glücklich von Dannen. „Morgen sehen wir uns wieder, da kommt ihr in mein Haus.“

Der erste Hahn kräht um kurz nach 3 Uhr in der Nacht. Auf die Hähne Bondocs ist kein Verlass. Nur eine Stunde später krächzt auch der Hahn, der direkt unter dem Bambus-Boden des einzigen Raumes des Hauses lebt, sein „Kikerikikiii“ in die kalte Morgenluft. Noch im Dunkeln mache ich mich daran meine sieben Sachen zusammenzupacken. Dann wird es sehr schnell immer heller und ich beeile mich, damit ich noch das Halbdunkel der Morgendämmerung für die Open-Air-Morgentoilette im Kokoshain nutzen kann. Wasser und Stromversorgung gibt es hier in den Bergen nicht, nur einige Bauern leiten sich mit Bambusrohren Wasser von einer Quelle zum Haus. Die anderen schleppen morgens das Wasser vom Fluss im Tal zu ihren Häusern, oder lassen es von den Carabaos, den Wasserbüffeln, schleppen.

Nach dem bitteren Frühstück aus Ampalaya und Knoblauchhenne beginnt die nächste Wanderung. Das Haus von Bauernführer Julie in Sitio Centro ist unser Ziel, wir wollen so früh wie möglich aufbrechen, damit wir vor der Mittagshitze ankommen. Doch ich kann mir schon nach wenigen hundert Metern nicht vorstellen, dass die Sonne noch stärker brennen kann. Mir steckt noch der Gewaltmarsch vom Vortag in den Knochen, der Rucksack ist schwer, und der Weg vom letzten Regen noch so durchweicht, dass ich entweder Knöcheltief im Schlamm einsinke oder wie auf Eis über den Lehm schlittere. Emilio schlägt mir schnell mit dem Bolo, dem großen Buschmesser, einen Stock aus dem Wald. Mit meinem „dritten Bein“ geht es direkt viel besser, ich habe mehr Halt und komme schneller voran. Trotzdem ruft Emilio den anderen zu: „Hey, guckt mal, die Lola.“ Lola bedeutet Oma und ist fortan mein neuer Spitzname auf der gesamten Halbinsel. Bis wir endlich auf der nächsten grasbewachsenen Anhöhe ankommen, machen sie sich darüber lustig, dass meine teuren

Turnschuhe nicht so gut sind wie ihre nackten Füße – sie können den Boden mit ihren Zehen viel besser greifen.

Oben steht schon Julie und wartet auf uns. Woher er weiß, dass wir gerade hier aus dem Wald kommen werden, weiß ich nicht. Wie der Buschfunk funktioniert, ist mir noch immer ein Rätsel – Hauptsache er funktioniert, denn Julie muss uns die letzten Kilometer zu seinem Haus führen. Emilio, Julie und Arsenio unterhalten sich aufgeregt. Sie diskutieren über die beste Route. Als sie ruhiger werden und ins Tal schauen wirken sie wieder so bedrückt wie am Vorabend. Sie lehnen sich an den Zaun aus Stacheldraht, den die Uys hier gespannt haben. Er trennt das gute Land der Hacienda vom unfruchtbaren Land außerhalb. Und er trennt die Hoffnungen der Bauern von der Realität. Uy, der gute Kontakte hat – Kontakte sind hier alles – will sein Land von der Agrarreform ausschließen lassen und seine Erfolgsaussichten sind gut.

Wir gehen weiter. Nicht geradeaus, über den Zaun, nach Sitio Centro. Sondern nach rechts, zurück in die sichere Deckung des Palmenwaldes.

Manchmal frage ich mich wovor wir uns eigentlich verstecken, warum wir so offensichtliche Umwege gehen, wieso die Bauern mir Sitio Centro nur aus der Entfernung, nur von der Bergkuppe aus zeigen. Es liegt doch scheinbar so friedlich dort unten im Tal, nur ein paar Rauchsäulen von den Feuern, auf denen gerade der Mittagsreis gekocht wird, steigen in die Luft. Noch ist uns doch kein einziger Guerrero begegnet – und selbst wenn: Sterben kommt für mich gar nicht in Frage! Und überhaupt, der einzige Guerrero, der mir je begegnet ist war so mit Drogen abgefüllt, dass ich ihn hätte umschnipsen können. Und wir laufen in einem großen Bogen um den Talkessel herum. Die Bauern brabbeln leise weiter und ich freue mich auf den Tag.

Immer wieder erzählen die Bauern, Emilio, Winyo, Benido, Buddha, Julie – einfach alle Bauern in den Dörfern – dass sie von der Guerrilla bedroht wurden. Jeden Tag eine neue Geschichte, immer der gleiche Inhalt. Ein Kämpfer der NPA, das ist die kommunistische Guerrilla, kommt zum Haus des Bauern und „bittet“ ihn seinen Antrag auf die Landreform zurückzuziehen. Anderenfalls – in diesem Augenblick rückt der Guerrero meist dezent sein Gewehr zurecht – würde er vom Land vertrieben werden, sein Vieh getötet, seine Ernte beschlagnahmt oder er umgebracht werden. Manchmal höre ich nur noch halbherzig zu. Nicht weil ich sie nicht ernst nehme. Sondern weil ich nicht weiß wohin mit den Geschichten, nicht weiß wie ich helfen soll. Der Kampf um das Land wäre auch so schon kompliziert genug. Warum muss sich auch noch die Kommunistische Partei gegen die Bauern wenden?

Sie ziehen den Kopf ein. Ducken sich unter den Schlägen von allen Seiten. Unter den Schikanen der Landbesitzer. Den Verhören des Militärs. Den Verhören der Guerrilla. Es ist keine Feigheit wenn sie auch die andere Wange hinhalten, sondern ihr einziger Weg. Auf den Staat, Hilfe von der Polizei oder des Militärs, können sie nicht zählen. Das Militär kämpft seinen Vernichtungskrieg gegen die NPA, bei ihren Verfolgungsjagden quartieren sich die Soldaten bei den Bauern ein, essen die Vorräte, verlangen Hinweise auf die Position der geheimen Lager der Guerrilla, verhören die Bauern oft tagelang und verdächtigen sie Spitzel zu sein. Kaum sind die Soldaten weg, kommen die Guerreros. Nun werden die Bauern noch härter verhört. Man wisse, sie seien Spione des Militärs. Wenn ihnen ihr Leben lieb sei müssten sie sich der Guerrilla anschließen.

Im nächsten Tal wartet Julies Frau Roseminia, sein Vater Danilo und sein Sohn Jason auf uns. Sie haben einen Wasserbüffel dabei: der Buschfunk hat gemeldet, dass „Lola“ ihr Rucksack zu schwer ist. Ich bin dankbar für die Erleichterung. Vor dem letzten steilen Anstieg zu Julies Haus haben wir noch einmal den wunderschönen Blick über die Berge und Hügel zum Meer. Einige idyllische Örtchen und zwei Stunden später kommen wir am Haus von Julies Familie

an. Es steht völlig einsam auf einer Hochebene, weit außerhalb von Sitio Centro. Ein relativ großes Haus aus Kokosholz und Bambus, Julie, Roseminia und ihre sieben Kinder leben hier. Aber das Dach fehlt. „Reming“, sagt Julie mit jener Art Klang in der Stimme, den man sich für weltbewegende Momente aufspart. Dann deutet er auf den freien Himmel über den Wänden und lacht, „My magic flying roof!“. „Reming“ war der letzte Taifun, der in den deutschen Nachrichten „Durian“ genannt wurde. Die Bauern dürfen ihre Häuser nicht reparieren – wer herunter gefallenes Holz vom Waldboden sammelt, wird wegen Diebstahls angezeigt. So wird ein Uy aufmüpfigen Bauern los.

Julie, der eigentlich Deolito Empas heißt, beginnt zu erzählen. Schon im Jahr 2002, kurz nachdem sie ihren Antrag auf die Landreform gestellt haben, kam die Miliz von Juanito Uy zu seinem Haus, die zwölf Männer drohten ihn umzubringen wenn er „so weitermacht“. Von Julies Haus gingen sie weiter zu Emilios Haus. Der flüchtete beim Anblick der Miliz mit ihren Gewehren, die ihn mit seiner Frau und dem Baby beim Frühstück überraschten. Dann zeigte er die Milizionäre an, wegen Bedrohung. Das Gerichtsverfahren ist bis heute nicht abgeschlossen, aber die Anwältin der Familie Uy ist gut darin, darzustellen, dass der aufsässige Pächter die Situation selbst zu verantworten habe.

Ein Jahr später wurde der Bauer Felisardo Benitez erschossen, genauso Teteng Tejino. Und Edwin Vender haben sie geköpft und an die Schweine verfüttert. Wenige Monate später wurde Rodolfo Romero ermordet, Julies Vorgänger im Amt des Bauernführers. Die beiden Schützen, Rodrigo Paranchue und Reymundo Carabot sind frei, die Kautions betrug etwas weniger als 800 Euro, Uy zahlte gerne. „Auf den Staat können wir nicht mehr vertrauen“, sagt Julie, „ein Uy ist Landbesitzer, ein anderer Uy ist Bürgermeister und der dritte Uy ist Richter.“

Bevor es Abend wird gehen wir weiter. „Hier können wir nicht schlafen“, hatte Julie gemeint. Zurzeit geht seine Familie jeden Abend kilometerweit zu Bekannten mit einem robusteren Haus. In ihrem eigenen Haus sei es zu gefährlich, niemand soll wissen, wo sie sich gerade aufhalten. Die Nacht in dem großen Haus, ganz nah an Sitio Centro, ist kalt, so kalt, dass ich kaum schlafen kann. Eines der Kinder rückt immer näher an mich heran, es ist eng und im Bereich meiner Hüfte ragt ein Nagelkopf etwas zu weit aus dem Boden. Vor dem Schlafengehen haben unsere Gastgeber alle Fenster und Türen von innen mit Brettern verrammelt – als ob das ein Schutz vor der Miliz wäre, die auch durch Wände schießt und Hütten niederbrennt. Gegen 1 Uhr in der Nacht raschelt es in der Nähe der Hütte, sofort sind alle hellwach und lauschen. Dann sind leise Pfliffe zu hören, Julie pfeift zurück, wieder drei Pfliffe von draußen. Ein Brett wird gelöst, die Tür ein Stück geöffnet und Julies Sohn Gennard kommt zu uns herein. Wenige Minuten später hören wir das Knallen von Schüssen, weit entfernt sind sie nicht. „Das sind nur Jäger“, sagen die Bauern, die genauso gut wie ich wissen, dass es hier weder Jäger gibt, noch Wild, das man jagen könnte. Noch vor Sonnenaufgang brechen wir wieder auf. So nah an Sitio Centro ist es zu gefährlich. Julie und Emilio, die beiden Gejagten, sind Meister darin geworden, sich zu verstecken und ungesehen ihre Arbeit zu verrichten. Sie könnten fliehen, „aber wo sollen wir hin?“, fragt Emilio. „Alles was wir haben, ist unser Land“.

Anfang Mai wählen die Bauern von Sitio Centro Julie zum „Kagawat“. Das ist eine Art Ortsvorsteher, eine Stufe unter dem Bürgermeister. Und es ist ein Ehrentitel, eine Art Anerkennung dafür, dass Julie an seinem Traum festhält, dass er sich für alle Bauern einsetzt, immer wieder nach Manila zum Agrarreformministerium fährt, für das Recht der Bauern plädiert, immer wieder mit den Formsachen hilft, den Bauern hilft das Geld für ihre Gerichtsverhandlungen aufzubringen, immer wieder der Miliz und der NPA entkommt. Aber die Wahl ist auch Julies Todesurteil. Die neu gewählte Bürgermeisterin Allen Uy zieht zwar eine Anzeige wegen Kokosnussdiebstahls gegen Julie und die anderen Bauern zurück, aber

auf Dauer können es sich die Uys nicht leisten, den Bauern als Kagawat anzuerkennen, einen Unterstützer der Landreform im Gemeinderat zu haben. „Dann haben auch die Bedrohungen wieder angefangen“, erzählt Julie. In den letzten Tagen ist sein Gesicht noch schmaler geworden; wenn ich je einem Menschen seine Sorgen im Gesicht ablesen konnte, dann bei Julie. Er spielt liebevoll mit seinem jüngsten Sohn Joseph, der gerade knapp über ein Jahr alt ist. Er zieht ihm an der Nase, dann am großen Zeh, am Ohr und wieder an der Nase und ist dabei zu schnell, um von der kleinen Hand des kichernden Josephs gefangen zu werden. Ich beobachte die Szene, genieße sie. Es sind immer wieder die starken Kontraste im Leben der Bauern von Bondoc, die mich so faszinieren. Die Liebe und Harmonie, die sie in ihren kleinen privaten Momenten füreinander haben, wie in ganz normalen Familien überall auf der Welt. Und dann wieder das Verstecken, die Angst davor, die Kinder in die Schule zu schicken, weil sie ins Kreuzfeuer geraten könnten, die Flucht vor der Miliz, die Barrikaden gegen die Guerrilla. Aber wenn Julie mit Joseph zusammen ist, ist davon nichts zu spüren, er will seinem Sohn so lange wie möglich eine angstfreie Kindheit schenken. „Es tut mir so leid, dass Joseph in diesem Umfeld aufwachsen wird“, sagt Julie, ich muss schlucken. „Aber höre einfach nicht auf zu hoffen, dass dieses Land irgendwann tatsächlich ihm gehören wird. Die Palmen werden wieder wachsen und er wird sie ernten können.“ Die Palmen auf Julies Farm wurden von „Reming“ zerstört.

Nach der Ratssitzung am 19. Februar kommt Julie nicht nach Hause zu Roseminia und Joseph, zu seinen anderen Söhnen Janafer, Jomar, Jamie, Gennard, Jason und seiner Tochter Julyann. Julie wurde zu einer Männerrunde eingeladen, wie so oft abends trinken sie Gin und Schnaps, den schlechten selbst gebrannten. Jerson Carabido ist auch da, man vermutet schon länger, dass er ein Spitzel der NPA-Guerrilla sein könnte. Aber schließlich ist auch Gemeindepolizist Erwin bei der Runde dabei. Später gehen die Männer in die Videoke-Bar, singen fröhliche Lieder und trinken. Dann kommt Jersons Sohn in die Bar, flüstert seinem Vater etwas ins Ohr, unter einem Vorwand verschwindet Jerson. Drei bewaffnete Männer kommen in den Raum, zuerst verlangen sie Zigaretten, dann müssen sich alle auf den Boden legen. Julies Hände werden auf seinem Rücken gefesselt, er wird abgeführt, der Befehlshaber des Mother Theresa de Leon Command, der NPA auf Bondoc, will ihn sprechen.

Am nächsten Morgen finden Roseminia Julies Mobiltelefon im Wald. Tagelang suchen die Bauern nach Julie, nach dem Lager der NPA, nach einer Spur, nach Hoffnung. Es geht um 395 Hektar Land, die ihr Leben sind, für die schon vier Bauern ihr Leben lassen mussten. Was sie nach drei Wochen finden, ist das Grab ihres Vaters, Mannes und Kollegen. Die Leiche des 47-jährigen Julies wurde unter Erde und Gestrüpp verscharrt. Julies Leichnam ist schon stark verwest. In seinem Mund steckt ein Knebel – was für eine Art Verhör ist das, in dem der Verhörte nicht reden darf? Sein Schädel ist mehrfach gebrochen, genauso seine Arme und Beine, am ganzen Körper sind tiefe Stichwunden. Niemand hat Julies Augen geschlossen bevor er verscharrt wurde. Das ist Alltag. Und jetzt ist es auch Roseminias Alltag. Dennoch erträgt sie es kaum, sie bricht nicht zusammen oder schreit ihre Wut heraus, sondern lehnt mit dem Rücken an einer Palme und starrt ins Leere. An Julies zerkratzten Füßen sind die gelben FlipFlops. Sie haben ihm viel besser gepasst als mir. Ang mga aking dilawna sapatos – meine gelben FlipFlops.

Schon am nächsten Tag wird Julie würdevoll beerdigt. Die Bauern und die Familie haben zusammengelegt, um einen weißen Sarg zu kaufen. Er ist aus billigem Holz und mit Plastik überzogen. Einen Priester gibt es hier nicht, deshalb spricht jeder sein Gebet im Stillen. Reis und gebratenes Huhn werden zum Leichenschmaus gereicht, die Männer spielen Karten und trinken schon am Vormittag Gin. Die Frauen sitzen etwas abseits und kümmern sich um die Kinder, die sich langweilen und lieber im Fluss schwimmen würden. Dann holt Arsenio seine Gitarre heraus und spielt noch einmal dieses Lied. Aber es hat seinen Zauber verloren. Ich

möchte den Abend auf dem Berg in Erinnerung behalten, als die Sonne über Bondoc unterging, und nicht diesen Tag, an dem es für Roseminia und ihre Kinder Gewissheit wurde, dass sie nie das Land ihres Mannes und Vaters bekommen werden. Julie war der Pächter des Kokoshains, der Landantrag lief auf seinen Namen. Roseminia hat keinerlei Rechte. Wieder haben die Uys gewonnen. Vielleicht steht das auch im Hacienda Law: Ein philippinischer Landbesitzer verliert nicht.

Was danach geschah:

Das Militär auf Bondoc hat Jerson Carabido als Mörder von Deolito „Julie“ Empas verhaftet. Sein Verhör erfolgte „tactical“, was auf Bondoc ein Synonym für Folter ist. Carabido wurde in Untersuchungshaft genommen, doch bevor Anklage erhoben wurde, konnte die NPA ihn während eines Überfalls auf das Gefängnis in Lucena befreien. Obwohl Julies Tod bereits der vierte politisch motivierte Mord in der Gemeinde San Narciso war, werden bislang keine Ermittlungen bezüglich der Auftraggeber gemacht, sondern nur ein Mann – quasi ein Bauernopfer – soll für den Mord zur Verantwortung gezogen werden.

Die kommunistische Guerilla wird oft im Namen der Großgrundbesitzerfamilie Uy aktiv. Nach dem Mord an Julie wurden mehrere Zeugen, die am Abend der Entführung in der Videokebar waren, mit dem Tode bedroht. Von den staatlichen Stellen wurde weder Julies Familie noch den Zeugen die Unterbringung in einem Zeugenschutzprogramm zugesagt. Ob es im Mordfall Julie überhaupt zu einer Anklage kommen wird, ist deshalb fraglich. Roseminia und ihre Kinder leben versteckt außerhalb der Region San Narciso. Julies Sohn Gennard will den Kampf seines Vaters in der KMBP fortsetzen.